

## Liebeserklärung an Berlin

Von Walter Höllerer  
12. Mai 1978

Eine Springprozession, zum Beispiel die Echternacher, macht, so kann man nachlesen, drei Sprünge vor und zwei zurück. So bewegt sie sich weiter, wenn auch langsam. "Berlin", sagt mein Hamburger Besucher, bei mir in Berlin, mitten im dreißigjährigen Frieden, "Berlin ist eine riesige Ausstellung." "Preußenausstellung?" frage ich mißtrauisch – denn, das ist ein Reizwort für einen bayerischen Emigranten, der seit zwanzig Jahren in Berlin arbeitet und wohnt. Außerdem interessiert es mich überhaupt, wenn Leute etwas ausstellen, zum Beispiel ihr Gehirn. "Nein", sagt der Hamburger durch den Kaffeedampf, "Berlin ist eine riesige Ausstellung der fünfziger Jahre." Einem Ansässigen in Berlin fällt das so ohne weiteres nicht auf. Fünfziger Jahre? Hat das erste Jahrzehnt des dreißigjährigen Friedens sich hier hartnäckiger gehalten als in den Städten "drüben" – in Hamburg und Köln, Düsseldorf und Frankfurt, Stuttgart und München?

"Diese S-Bahn-Züge zum Beispiel", sagt der Hamburger, "heute, am Nachmittag: mit Päckchen zu Tante Lotte nach Spandau, nach Frohnau, zur Rehwiese nach Nikolassee; und die Anzüge: breite, wattierte Schultern, oder Gartenjacken, Reichtum wird hier nicht getragen. Und höre den Gesprächen zu: man richtet sich ein, als habe man, in Spuren, die Blockade, Rationierungen, die Luftbrücke noch vor Augen und in den Knochen; geh durch Charlottenburg: die ramponierten Idyllen der Tante-Emma-Läden, Bündelholz und Kohlen gibt's in den Kellerbuden zu kaufen, Kartoffelkrämer, in Nachbarschaften zu Stehbierkneipen, wiegen sie Kilo für Kilo ab ... trotz Supermarkt, trotz Discount."

Der Hamburger kennt Berlin, und immer wieder einmal kommt er auf Besuch. Und immer wieder einmal stößt er uns die Nase aufs uns Gewohnte, ihm: exotisch Verfllossene. Heute allerdings trifft er mich besonders wach und reizbar. Ich habe Berlin an den Füßen, wochenlange Wanderungen für die Essays zum Photo-Buch "Berlin – Übern Damm und durch die Dörfer", Streifzüge, die mehrere Sammlungen flatternder Notizzettel auf meinen Sortierungs-Stühlen, entstehen ließen, die um mich herum an den Wänden stehen, chaotisch-ordentliche Geheimnisträger, und ich frage mich, mit dem Blick auf die-, sem Zettelgeflatter: Hat er recht?

Was auf den ersten Blick als stehengebliebene fünfziger Jahre erscheint: ist das nicht vielleicht doch eine komplizierte Berlin-Mischung, ein Festhaken in noch Älterem, in dieser aus Dörfern entstandenen Stadt, langsames Tempo in einem Weitermachen, das man neudeutsch Progression nennt, zum Teil erzwungen durch die Lage, zum Teil bewußt im Widerstand, eine Benachteiligung, was Güter- und Kontenhäufung, ein Vorteil, was Widerstand gegen das Wegwerf-Lebensidol angeht? Die Tränen der Dinge rumoren in dieser Stadt, das Behaltenwollen im Dahinsausen macht sich bemerkbar, und zwar ein Festhalten im täglichen Leben selbst, und nicht so sehr im Museumstrend der siebziger Jahre, wie anderswo. Wie anders bewegen wir uns durch den dreißigjährigen Frieden? S-Bahn-Zug-artig?

"Gefährliche Idyllen, ramponiert wie damals", sagt der Hamburger, "als lägen die Blindgänger der vierziger Jahre noch dicht unter den Primeln."

Gut, das Beispiel Bahnhof Zoo. Hier liegt die Fünfziger-Jahre-Architektur auf der Hand. Die Fünfziger Jahre-Bauten um den Bahnhof Zoo, bescheiden in Höhe und Anspruch, stehen noch heute so da wie damals. Hier begann der Wiederaufbau, und den Berlinern, erschienen die Häuser damals, "wie wenn wir in New York säßen". Es war die Zeit der Luftbrücke, der Rosinenbomber, des Schwarzhandels. Ja, und jetzt?

Der Sog, der dich in den Bahnhof Zoo hineinzieht, auf die Fünfziger-Jahre-Zoo-Terrasse, die Betonstützen, ja selbst das Mobiliar und die Beleuchtung führen dich zurück in die damalige Modernität, während das Gesumme im Bahnhof starker geworden ist, das Gemisch der Gesichter vielfältiger. Schwer überblickbar, was hier aus dem Untergrund und Obergrund sich kreuzt, und rempelt, und reibt, was von "drüben", vom Bahnhof Friedrichstraße, herüber sondiert, und was aus den türkischen, italienischen, griechischen Arbeitsquartieren sich hier zu lautstarken und gestenreichen Steh- und Sitzgruppen zusammentut – und: "rechts ein Seemann, links ein Seemann, in der Mitte war ick", sagt eine junge Berliner Spitznase aus einer deutschen Renommier-Runde neben der Piß-Ecke. Von Westen kommen die vollen, von Osten die fast leeren Züge. Berliner Sitzrunden: mögen sie in den fünfziger Jahren, als man im Kargen genug Grund zum Feiern hatte, besonders aufgeblüht sein, sie gehen weiter zurück, sie gehörten und gehören zum Ortskolorit. Bis hinein ins historische Spandau, das älter ist als Berlin, zu dem es erst seit 1920 gehört, nach der Eingliederung in Groß-Berlin als Bezirk, bis da hinein ziehen sie sich, diese Sitzrunden, in kaninchenstallartigen Gartengevierten an Spree und Havel entlang, bis unter die Zitadelle. Biertische in Wassernähe, und eifrige Dispute, die sich in breit hingezogenen Siedlungen, von Haselhorst bis Staaken, in Reihenhaus-Anlagen von Eiskeller bis Kladow variieren. Die Stammtische, die Geselligkeiten, die Hobbys blühen. Der Spandauer Anzeiger samt dem Spandauer Volksblatt beflattern mit ihren Schlag- und Werbezeilen heimische Picknickplätze und Werkskantinen.

Idyllen, denen seit je Ängste aus den Augen schauen. Schwieriges Emporkommen, wer die überfüllte Mietwohnung, die Barracke, das Waisenhaus zum Hintergrund hat, verschafft sich Dinge, Komfort um sich herum, bewahrt, bewacht es eifersüchtig, mit Obsession, und die Angst, etwas zu verlieren, treibt den alten Mann, treibt die Rentnerin in ihrer "Drieselecke" zu Anschuldigungen, Nachbarbeschimpfung, zum Alkohol – so daß sie tatsächlich, über Nacht, alles verlieren, was sie um sich herum aufgebaut haben, und dann statt im Waisenhaus im isolierten, Alterskäfing sitzen, "Ich will raus, ich will raus", aber die Wohnung ist aufgelöst, von der eigenen Nachkommenschaft, die sich die Last vom Hals schaffen will, von Ärzten, Vollzugsbeamten. Die Angst, etwas zu verlieren, die Angst vor Entblößung schlägt in Realität um: Verhalten außerhalb der Norm entblößt den Angstbesessenen von allem.

Idyllen, denen die Gegenwart in den Knochen sitzt. Andere Idyllen, als sie Heinrich Zille gezeichnet hat, obwohl auch das verstörte Idyllen waren. Und Orte, denen man die historischen Verletzungen aus jüngster Vergangenheit anmerkt, unter der Idyllenhaut. Berlin, Europas von der neueren Geschichte am stärksten durchtränkter Ort. Und in der Nähe, am Kanal, unter den Häusern, wo der Tod dicht gesät war im Kampf der letzten Kriegstage, der wiederum nur der I-Punkt war auf andere Kämpfe zuvor, da steckt, mitten im dreißigjährigen Frieden, dieses Skelett in der Nähe, und zittert mit in gegenwärtigen Aufmärschen, in Demonstrationen. Berlin, der Ort mit den volkreichen Märkten, den schönsten Waldszenen, den Ufern in gefiltertem Licht.

Inkonsequent?, so hört man das Wort heraus aus den Widersprüchen, ungläubig intoniert im polnisch-französisch-argentinischen Murmeln des Berlin-Besuchers Witold Gombrowics, in seinem Berliner Tagebuch – inkonsequent? Europas empfindlichste Stelle: Berlin ist schwer zu fassen.

Berlin ist, an allen Ecken, konsequent mit Inkonsequenzen durchsetzt. So lebt es, und es jagt, und es fragt dagegen, gegen das Dahinjagen. Berliner: sie sind inkonsequent auf Konsequenzen aus. Nicht nur in ihrem Witz. Sie wollen der Mittelpunkt sein, vor allem der Mittelpunkt bleiben – und pochen dabei auf ihre Diaspora-Besonderheiten. Sie sind das Neueste, und hängen doch sehr, als Neuestes, an ihrem alten Dreh. Neuigkeits-Weltblatt Berlin. Hier ist Berlin – hier spring. In dieser City aus Flecken und Atmosphären streifst du über den City-Damm, und läufst durch die einzelnen Dörfer, und überall meinst du, du bist dem einen auf der Spur, und dabei stößt du auf das andere: Bist dem Mittelpunkt auf der Spur, und stößt aufs Sporadische. Bist dem Neuesten auf der Spur, und gehst doch dem Alten ins Netz. Glaubst dich der City ganz nahe, aber das Dorf liegt zum Greifen vor dir. Gerätst in Gewölbe, verlassene Lagerhallen, in denen Erstaunliches aufgehoben wird, unter einer konsequenten Oberfläche: unter einem Leib aus Beton und mit Masten aus Eisen, in der Nähe von chicagoähnlichen Satellitenstädten: "Ebbe und Flut des Geldes kam, Sturmflut der Not kam, die Armada der Automobile zog vorüber", und Wolfgang Koeppen schiebt seine Hand gegenüber der Gedächtniskirche aus dem Romanischen Café, nein, aus dem Europa-Center, und deutet auf diese Stadt: Ja, alles ist konsequent!

Der Teufelsberg, Sage ich zu meinem Hamburger Besucher, und zeige aus dem Fenster, wo man die Teufelsberg-Konturen, neben elektronischen Aufbauten, kahl und haarscharf sieht, einem ausgestreckten Mückenbein vergleichbar. Der Teufelsberg, einer der sieben Trümmerhügel der Stadt. Der größte. Der ausgefallenste. Man geht, wenn man ihn hinaufsteigt, über den Trümmern des zerbombten Berlin. Alle Steine, die man an diesem schattigen, angenehmen Hang finden kann, sind Mauersteine – sie haben noch Mörtelspuren an ihren Flächen und Kanten. Man hört es, man läuft über Hohlräume, über den Trümmern von Mobiliar, über Hausgerät, über Knochen. Dann steht man oben, an dem Beginn einer Bob-Bahn. Hier fliegen die Drachenflieger, des Berliners Lilienthal späte Nachfolger. Und die Kinder-Modellflugzeuge knattern in Konkurrenz zu den PAN AM-Flügen, die vom Westen her über das Waldgebiet herüberkommen und in großen Kehren dem Flughafen Tegel zustreben. Dann steht man vor einem Kletterfelsen aus Beton: Hier übt der Berliner Alpenverein. Und über dem allen sieht man die herausgestülpten Ohren einer weißen Kuppelformation vor dunstblauem Himmel: die amerikanische Radarstation, Kunsthaut-Zwiebeltürme, ein westlicher Kreml, und dahinter liegt, im Westen, zur Havel hin, die Sonne im Dunst.

Berlin, die Wasserfront, helle und dunkle Uferlandschaften entlang den Flüssen, den Kanälen und Seen, mit unerhörten Geschichten durchsetzt, friedvoll, obwohl man dem Frieden nicht trauen kann. Im Sommer 1944 war die Bombe des Hitler-Attentäters Claus Graf Schenk von Stauffenberg gut versteckt in einem der Ufergrundstücke am Nikolassee, verborgen im Haus Tristanstraße 8–10, dem damaligen Wohnsitz des Obersten. Und wenige hundert Meter entfernt, an einem Ufer weiter nach Norden zu, war das Sommerhaus des Statthalters von Berlin,

Joseph Goebbels, auch ein Versteck: Vor Fliegerbomben, vor Offizialität, auf der Wannsee-Insel Schwanenwerder, Inselstraße 10–14. Attentäter und Oberhäuptling des Regimes saßen hier in benachbarten Uferhöhlen. Die Bombe platzte im Führerhauptquartier in Ostpreußen. Sie verfehlte ihr Ziel. Der benachbarte Uferbewohner Goebbels war es, der, drinnen in Berlin, durch schlaue Telephonieraktionen den Aufstand hemmte, ihn schließlich erstickte und die Verschworenen ans Messer lieferte.

Unerhörte Kunde kam von diesen Ufern. Kaum je aufgeklärte Todesfälle in den letzten Kriegstagen, in diesen Gebüschchen. Tödliche Rachejustiz in der Anarchistenszene, in unseren Tagen. Und die unerhörtesten Schüsse fielen am 21. November 1811, südlich der Wannsee-Brücke, gegenüber von "Stimmings Krug", als Heinrich von Kleist zuerst die Generalrendantengattin Henriette Vogel und dann sich selber erschoss: Nun, o Unsterblichkeit, bist du ganz mein.

Fünzig Jahre? frage ich. Da ist doch mehr und anderes in der Mischung, noch ältere Spuren, die sich hier überall aufdrängen.

Wir schauen über den Potsdamer Platz, das heißt, was von ihm noch übrig ist, von dem verkehrsreichsten Platz des Berlin der zwanziger Jahre: ein Blick von der Holz-Balustrade übers Niemandsland nach Berlin Mitte zu, und am Rand die Erinnerung an zwei damals berühmte Etablissements, an das "Esplanade", zeitweilig das geheime Hauptquartier Goerdelers, das als Restbestand auf westlicher Seite noch vorhanden ist, und an das "Haus Vaterland", das noch vor kurzem als hohläugiges Gespenst und inmitten von wild wuchernden gelben Katzenpfoten über den abgeräumten Platz schielte. Mit einem Blick über die Grenzbarrieren erkennt man einen sargdeckelartigen Hügel: die Reste des Führerbunkers.

1822 promenierte Heinrich Heine dort drüben Unter den Linden:

Welch' schöne Federhüte!

Welch' schöne Türkenshawls!

Welch' schöne Wangenblüte!

Welch' schöner Schwanenhals!

Wachablösung und Stechschritt. Heine könnte auch heute genug von denen finden in Berlin, von denen er damals schon genug hier fand: "Der Kerl gehört nicht zu den Leuten", bemerkt er bei seiner Linden-Promenade, "die das Pulver erfunden haben, sondern zu denen, die es gebrauchen, d. h. er ist Militair."

Und wir promenieren durch die einmalige, große, verzwickte, katakombenhafte, verlassene, mit Rostsparren und Mauerruinen durchsetzte Gleis- und Eisenbahn-Drehscheiben-Landschaft zwischen Anhalter Bahnhof und Gleisdreieck, vom Landwehrkanal und von der U-Bahn, die hier Hochbahn ist, durchschnitten, – durch dieses Ineinander-Geranke von Eisen und Natur, durch diese Ausstellung aus Verließen mit rostigen Zahnrad-Maschinerien, mit verabschiedeten Verkehrszeichen, die aus einer traumatischen Vergangenheit schnurstracks in einen überaus hellblauen Himmel zeigen, an dem Krummfinger eines geknickten Kamins und an den Auslugstellen der Deutschen Reichsbahn vorbei, Waldreben winden sich aus den zersplißten Dächern von Lagerhallen, in denen ramponierte Laufgräben auf

Mauern treffen, die mit jetzt verblässenden Parolen bepinselt sind, und durch das Pappel-Gewirr sind sichtbar die gelbleuchtenden U-Bahnwagen über dem Kanal und der silberne Zeigefinger, Fernsehturm am Alexanderplatz!

Gleislandschaft, Autolandschaft in dieser Stadt: weiter im Süden, im Bezirk Schöneberg, haben die dreißig Friedensjahre das große Ausfallsystem entstehen lassen, Schöneberger Kleeblatt. So wie einst die Eisenbahn das Gesicht der Stadt veränderte und bestimmte, so will jetzt das Auto ganze Arbeit tun, – wenn es ihm auch hier nicht so radikal gelingt wie in westdeutschen Städten. Die Bahnkörper liegen bröckelnd, rostend, verwuchert daneben, ein Troglodytensystem. Wäre es sinnvoll, es zu neuem Leben zu erwecken? Und wie wird das alles aussehen, wenn das Auto, so wie die Bahn, historisch geworden sein wird?

Nachzudenken im dreißigjährigen Frieden: es ist leicht vorauszusagen, daß auch das Autosystem eines Tages schnell dahin sein wird, das jetzt, in allem seinen Glanz und Gestank, seine Hochzeit erlebt. Wohl kaum ein ruinöseres, verblendeteres Schlagwort haben unsere Jahrzehnte geboren als das von der autogerechten Stadt.

Mitten in dem Gerammel der Motoren und Karosserien gibt es Berliner Plätze, die sich dem Renommier-Wesen verweigern, – nicht nur in Kreuzberg, wo man das seit langem sucht und findet, auch so ganz abgelegene wie der Alboin-Platz im südlichen Schöneberg gehören dazu, hinter der teufelsbergverwandten Marienhöhe und den großen Friedhöfen: ein Platz um die Blanke Helle herum, einen Fischteich, der ein tiefes, eiszeitliches Strudeloch ist, eine Art Krater, schilfig. Das ist wohl das kurioseste Naturschutzgebiet der Stadt, eingeschlossen von einer rosenhag-parkbank-bewehrten Großeltern-und-Enkel-Umgebung. Dort, über dem Eiszeit-Loch, gibt es einen großen, gemauerten Auerochsen, dem das Gras aus dem halbwegs mesopotamischen Rücken wächst. Und alle Straßen hören hier auf germanische Völkernamen und Recken. Was man hier sieht, hört und liest ergibt eine der in sich widersprüchlichsten Mischungen von Tugendansprüchen, Ideologien, Atmosphären. Daran schließen sich, in der langen Alboin-Straße, Fabriken an, Stapelplätze und Lagerhallen.

Lacrimae rerum, Tränen der Dinge nannte es Vergil: Die Dinge übernehmen etwas von uns, und was sie übernehmen, führen sie uns vor Augen, wir sähen es sonst nicht. In Berlin rebellieren sie gegen die Kurzlebigkeit der Wegwerfgesellschaft. Auf dem Kreuzberg wird getanzt unter Schinkels eisernem Türmchengerüst mit den Schlachtennamen. In Kreuzberg gibt es, im Windschatten der Ökonomie, öffentliche Gehweg-Gebrauchsgegenstände: Straßenmobiliar. Kioske. Pißbuden. Gartenlokale. Kreuzberger Ordnung aus Bewegung und Wechsel. Strategien für Kreuzberg: hier ist noch einiges möglich, und das Beste davon sollte wirklich werden.

Das Königlich Preußische Kammergericht, in dem E. T. A. Hoffmann über den Akten saß, ist Berlin-Museum. Hoffmann: er hatte, gleich seinem Vetter am Eckfenster, "ein Auge, welches wirklich schaut". Er sah das "scheckichte, – sinnverwirrende Gewühl", und Günter Bruno Fuchs schwebt als fliegender Kreuzberger über Kreuzberg und sondiert, was die Kreuzberger Straßen und die Kreuzberger Kneipen hergeben.

Gründerzeit-Fassaden werden in ihrem Jetzt-Zustand inspiziert, in der Waldemar- und in der Naunyn-Straße, und Aras Ören und die Türkenköpfe recken sich aus den Mauerlöchern der Kreuzberg-Türkenstadt, die Kinderköpfe, – und einige Rückzugsdeutsche liegen hier breit heraus, auf Kissen: hier sind wir noch; und die Türkenaugen, neugierig, übereinander, schauen heraus aus dem porösen Gründer-Steinberg, lugen hervor aus den Familienfestungen, fremde Zeichen in der Fremde, – und Rentnerköpfe sind sichtbar hinter Gardinen, im Auslug.

In der Tiergartenstraße, einst Diplomaten viertel, liegen die verlassenen Gesandtschaften mit verwilderten Gärten gefährlich-schläfrig mitten im Auto-Strich. Hier warten Aufgaben auf Bauherrn und Baubehörde, auf Stadtplaner, Städtebauer und Architekten, die nicht durch Monumental-Schlagworte wie autogerechte Stadt oder Brutalismus oder Kulturzentrum zu lösen sind, die vielmehr, wie Hans Scharoun sagte, den Ort und die Örtlichkeit, das Hier und das Warum zu bedenken haben.

Morgendliche Denkmalsdämmerung: ewigkeitstoll, anspruchsvoll und nur selten verschämt sausen die Denkmäler aus dem Tiergarten-Terrain durch die Luft: mit Blick nach vorn fliegen Moltke und Roon empor, mit gewaltigem Aufwand der Fürst Bismarck, sie alle sind am Großen Stern zu Hause. Über den Tiergarten-Bäumen kommen Richard Wagner und andere Musiker zum Vorschein, Goethe löst sich von seinem isolierten Standort an der Mauer, aus dem man ihn längst in City-Nähe hineinziehen will, die Quadriga schwirrt ab vom Brandenburger Tor, und das sowjetische Ehrenmal zieht, mit seinen Tanks, schwer nach, da segelt auch die Liegende von Moore ab von der Akademie der Künste, und Calder flattert weg aus seiner Verankerung vor der National-Galerie, – Rosa Luxemburg hat kein Denkmal an der Corneliusbrücke am Landwehrkanal, wo man sie aus dem Wasser zog, aber ein Liebespaar setzt sich dort in der Nähe ans Ufer. Und die Enten fliegen, und der Steinbockfelsen fliegt mit aus dem Zoo, ein Morgen der Denkmäler, und ein Morgen der heftigen Gegenwärtigkeiten. Und die ankommenden Fernlastfahrer, und PKW-Lenker, und Omnibusreisenden am Kontrollpunkt Drewitz/Dreilinden halten ihre Köpfe in die denkmalsschwirrende Luft, und fragen sich: was ist los, was ist das für ein Geschwirr, und sie fahren die Avus charlottenburgwärts, und der krakelige Funkturm springt ihnen entgegen aus dem Morgenhimmel, und am Abend sitzen sie in einem auffliegenden Wind am Savigny-Platz, und halten ihr Gesicht in den Ostseewind, und sie spüren das Kommen und Gehen in der Stadt, das Sich-Einnisten, das Hinüber- und Herüber-Denken von Osten nach Westen, und von Westen nach Osten, und das Weiterkommen-Wollen über das, was hier festliegt, was dort festliegt, was so deutlich, so greifbar'sich vorgezeigt hat im dreißigjährigen Frieden, im Pro und Contra, wie in keiner anderen Stadt, in tagtäglich erfahrenen Widersprüchen. Ja, die Kassiber der Stadt werden hörbar, lesbar im Reden der Leute in den Abendstunden, und das balgt sich und jagt sich durch die Straßen, in und out im Auf- und Niedergang, Springprozession: Berlin ist vielfältig, es ist aus Dörfern zusammengesetzt, aber es hat in seinen wechseltierchenhaften Kneipen und Zapfstellen ein zusammenhängendes Lymphsystem. Da kannst du dein Ohr hineinhängen, und du wirst erfahren, was die Stadt gerade ausmacht, jetzt, in diesem deinem Augenblick.

So rede ich vor mich hin, meine Berliner Notizzettel vor Augen, und ich sage das in die Kaffee-Dampf-Wolke hinein, in der mein Hamburger Freund sitzt, und es klingelt an der Haustür, es ist ein Bote von der Druckerei Kupijai und Prochnow, er bringt die ersten fertigen Exemplare von "Berlin – überm Damm und durch die Dörfer", 383 Photos, 420 Seiten, 12 Essays und viele Informationsnotizen, und ich halte das Buch an die Hamburger Nase und an die meine. Es riecht gut: nach Druck, nach Papier, nach Kreuzberger Druckerei, und ich gebe es dem Hamburger in die Hand, an diesem Frühlingsmorgen im 78. Jahr dieses Jahrhunderts, im 33. Jahr des Friedens, in dem wir leben, und sage zu ihm: "Sieh und lies!"